

Oskar Kroon

WARTEN
AUF
WIND

Aus dem Schwedischen
von Stefan Pluschkat

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet auf www.dnb.d-nb.de abrufbar.



Die Übersetzung dieses Titels wurde finanziell unterstützt von:
Kulturrådet / The Swedish Arts Council

**SWEDISH
ARTSCOUNCIL**

Quellenangabe:

S. 243 – Adam Gottlob Oehlenschläger: »Lehr mich sterben«
(1814, übersetzt von K. Schumacher). In: Ludwig Erk, Friedrich Erk, Wilhelm Greef
(Hrsg.): *Chorbuch des »Sängerhain«*. Ausgabe B, 2. Band, Verlag Baedeker,
Essen (1899), S. 96 f.

1 3 5 4 2

© 2021 Hummelburg Verlag
Imprint der Ravensburger Verlag GmbH
Copyright © Oskar Kroon and Brombergs Bokförlag, 2019
First published by Brombergs Bokförlag, Stockholm, 2019
German edition published in agreement with Koja Agency.

Die Originalausgabe erschien 2019
unter dem Titel »Vänta på vind« bei Brombergs Bokförlag.

Covergestaltung: Felicitas Horstschäfer

Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten durch
Hummelburg Verlag
Imprint der Ravensburger Verlag GmbH,
Postfach 2460, 88194 Ravensburg

Printed in Germany
ISBN 978-3-7478-0035-5

www.hummelburg.de

Draußen vor dem Fenster sieht man die Spuren des Sturms.
Wir sind jetzt allein, Mama und ich. Gehen schweigend durch die kahlen Flure.

Wir sehen frischgebackene Eltern, die strahlen. Alte und Kranke mit leeren Augen. Jeden Moment könnten sie zusammenbrechen und sterben. Aus einem Aufzug wird ein Bett mit einem bärtigen Mann geschoben, der stumpf vor sich hin starrt. Ärzte eilen vorbei, Kinder weinen, Papas trösten.

Plötzlich taucht vor uns die Cafeteria auf, hier können wir kurz verschnaufen.

»Tief durchatmen«, sagt Mama und kneift die Augen zusammen, aber nervös ist sie trotzdem.

Sie bestellt Kaffee, ich nehme eine Limo, würde aber viel lieber Opas Rhabarbersaft trinken.

»Ich weiß, dass du zurückwillst«, sagt Mama und nickt in die hintere Ecke der Cafeteria, aber ich sehe dort nur die Tür zu den Toiletten.

»Zurück auf die Insel, meine ich.«

»Ja, schon,« sage ich.

»Aber Papa möchte dich so gerne sehen. Und ich hab dich so vermisst.«

Kurz sieht es aus, als würde sie gleich wieder weinen, worauf ich jetzt echt keinen Nerv habe, aber dann beugt sie sich vor



und streicht mir über die Wange. Ich drehe mich weg, obwohl ich sie wahrscheinlich lassen sollte.

»Das alles war nicht leicht für dich«, sagt sie, »für keinen von uns.«

»Für Papa schon«, sage ich und starre weiter zur Toilettentür.

Rumsitzen und reden ...

»Auch für Papa nicht, mein kleiner missmutiger Liebling.«

»Kannst du endlich aufhören, mich Liebling zu nennen? Lass es einfach.«

Dann sind wir eine Weile still. Nur ein paar einzelne Seufzer von Mama.

»Für Papa war es auch nicht leicht«, wiederholt sie dann, und ich fasse es nicht, dass sie ihn in Schutz nimmt.

»Mmh, schon klar ...«

»Vinga –«

»Habt ihr überhaupt miteinander gesprochen, Papa und du?«

Mama lacht. »Natürlich haben wir miteinander gesprochen. Das ist doch wohl klar. Natürlich sprechen wir miteinander.«

»Aha, schön für euch.«

Verletzt senkt sie den Blick.

»Schön, dass ihr miteinander redet. Schön, dass alles so klar ist. Echt super«, sage ich.

»Ja.«

Dann schweigen wir wieder. Bis Mama mit einem Ruck aufsteht. Jetzt ist es so weit. Sie stößt einen tiefen Seufzer aus und drückt mich ganz fest an sich.



»Mein Liebling«, flüstert sie.

Sie kann es einfach nicht lassen, aber diesmal sage ich nichts.

Dann geht es zurück zu den Fluren und Aufzügen und Treppen, aber Mama scheint zu wissen, wo wir hinmüssen.

Klar, sie hat ja *mit Papa gesprochen*.

Ich fange an, ihr von den Pottwalen zu erzählen, denn man kann ja nicht die ganze Zeit schweigen. Inzwischen bin ich gut darin, von den Tieren zu erzählen, die tief im Ozean leben. Außerdem halte ich es nicht aus, über alles andere nachzudenken.

Wahrscheinlich hört Mama mir gar nicht zu, aber ich rede trotzdem weiter. Darüber, dass Wale ganz allein leben, in der Tiefe des Meeres, manchmal wochenlang durch die Ozeane schwimmen und dabei traurige Lieder singen, die kilometerweit zu hören sind. Dass sie sich trotzdem zusammen um die Jungtiere kümmern, sich gegenseitig helfen. Dass sie bis zu drei Kilometer tief tauchen können und selbst in pechschwarzer Dunkelheit den Weg finden. Dass es die Meere ohne sie gar nicht gäbe. Dass die Erde aufhören würde, sich zu drehen, wenn die Pottwale nicht ständig um sie herumschwämmen, Runde um Runde um Runde.

»Hast du gewusst, dass Pottwale von allen Tieren das größte Gehirn haben?«

Mama guckt starr geradeaus.

»Da!«, sagt sie plötzlich. »Da vorne ist es.«

»Ob sie auch das größte Herz haben, weiß ich allerdings nicht, vielleicht sind Elefanten ...«



Wir gehen durch eine Glastür. Dahinter setzt Mama sich auf einen der grünen Stühle an der Wand.

»Ich warte hier«, sagt sie und zeigt auf die Tür, die ich jetzt wohl öffnen soll.

»Kommst du nicht mit?«, frage ich.

»Geh du vor, ich komme später nach.«

Als sie das sagt, verändert sich ihr Gesicht. Ein Zucken, wie wenn man gleich lachen muss, oder wenn Tränen nicht richtig rauswollen. »Sag, dass ich nachkomme, dann wissen sie Bescheid. Na los!«

Sie deutet auf die Tür, aber ich rühre mich nicht vom Fleck. Ich will das alles nicht. Verdammt, ich will einfach nur zurück auf die Insel. Zurück zu Rut, zu Opa, zum Boot, zum Sommer ...

»Wusstest du, dass ein neugeborener Pottwal eine Tonne wiegt?«

»Mach schon, Vinga«, sagt Mama.

Dann drückt sie mich noch einmal ganz fest. Hinter ihr ist ein großes Fenster, das zum Krankenhauspark zeigt. Überall abgebrochene Äste und Müll, umgefallene Schilder und vom Dach gerissene Regenrinnen. Aber hier drinnen ist es still. Wie nach einer Naturkatastrophe. Nur ein leises Surren, dann schreit irgendwo ein Baby. Schritte auf dem Flur und eine brummende Kaffeemaschine.

Eigentlich muss ich nur zur Tür gehen und anklopfen. Das ist alles.

Das ist alles.



DIE INSEL — EIN PAAR WOCHEN ZUVOR

Abends sitze ich immer hier oben auf der Klippe. Ich schaue aufs Meer hinaus und warte, dass die Sonne darin versinkt. Ich hab meine Schiffermütze auf dem Kopf und das Herz am richtigen Fleck. Ich träume von Aberdeen, Lissabon und Valparaíso. Von fremden Häfen und entlegenen Orten.

Da unten im Meer gibt es so viel zu entdecken. Jetzt am Abend wirkt es fast ein bisschen ausgestorben, aber unter der Oberfläche ist jede Menge Leben und Bewegung. Randvoll mit Geheimnissen ist das Meer. Genauso wie der Himmel. Erst ziehen dort oben schwarze Schatten vorbei, und dann, in der Nacht, leuchten die Sterne. So groß, so weit weg.

»Einfach unglaublich«, sagt Opa. Dann seufzt er, und sein Blick wandert zurück zur Erde. »Die Ewigkeit und die Unendlichkeit.«

Die Ewigkeit und die Unendlichkeit.

Manchmal drehe ich mich um und schaue zu Opas Haus. Eigentlich sieht es eher aus wie eine kleine quadratische Scheune. Wenn es dunkel wird, leuchtet die weiß gekalkte Fassade. Aus dem Schornstein steigt Rauch auf. Rauf in die Unendlichkeit.

Wenn in den Fenstern Licht brennt, weiß ich, dass Opa gerade in der Küche werkelt. Er kocht Tee und deckt den Tisch. Und summt irgendein altes Seemannslied.



Ich bleibe auf der Klippe, bis die Sonne verschwunden ist. Spüre, wie die feuchte Luft und der Meeresduft heraufsteigen. Denke an Nachtsegelfahrten über den Ozean und die Wale, die friedlich in der schwarzen Tiefe schlummern. An Thunfische und Riesenkraken. An Algen, Seegras und all die zwielichtigen Hafenviertel, die draußen in der Welt auf mich warten.

Und ich denke an das Boot unten am Steinstrand. An die kleine Schnigge, die auf ihre Jungfernfahrt wartet.

Aber an Papa und Angelica denke ich nicht. Die sind weit weg mit ihrem Glück und ihrem tollen Balkon, auf dem sie Tomaten ziehen.

Die Hitze hält sich hier draußen, tagein, tagaus, von früh bis spät, man schwitzt wie verrückt, aber normal ist das alles nicht.

Der Sommer ist überall und so brennend heiß, dass alles austrocknet. Das Gras ist gelb, und bei jedem Schritt wirbelt Staub auf. Alle hoffen auf Regen. Im Radio wird von Waldbränden und Wassermangel auf dem Festland berichtet. Davon, dass alte Leute an Hitzschlag sterben und Einweggrills jetzt verboten sind.

Ich rücke meine Mütze zurecht und werfe einen letzten Blick zum Leuchtturm, um zu schauen, ob er auch leuchtet. Dann gehe ich zurück zum Haus.

Der Leuchtturm ist natürlich immer in Betrieb, aber Opa meint, man muss ihn trotzdem kontrollieren.

»Wir wollen ja nicht, dass hier in der Nacht ein Schiff auf die Klippe läuft«, sagt er. Hat er schon immer gesagt.



Insgeheim wünsche ich mir das aber manchmal. Weil Opa und ich dann rausrudern und die Schiffbrüchigen retten könnten. Wir würden die ganze Nacht auf dem Meer verbringen, am Morgen mit letzter Kraft die Anhöhe hochklettern und uns in Opas Haus vor dem Kamin aufwärmen. Wir könnten den Schiffbrüchigen Zwieback und Schnaps anbieten, und sie würden uns von all ihren Abenteuern erzählen, von den Frachtgütern und exotischen Tieren, Meeren und Hafenkneipen. *Die Gekenterten*, denke ich. *Die Schiffbrüchigen*. Auf der Seekarte würden sie uns zeigen, wo sie überall gewesen sind.

Aber der Leuchtturm ist an.

Auch der Albatros lässt sich nicht blicken.

Eigentlich lässt er sich nie blicken, nur Opa hat ihn einmal gesehen. Behauptet er jedenfalls.

Die letzten Meter zum Haus renne ich immer. Dann freue ich mich schon auf drinnen. Sollen die Dämmervögel ihre traurigen Lieder für jemand anderen singen. Oder fürs Meer.



Auf der Insel ist alles wie immer.

Das Leben geht hier weiter, trotz Naturkatastrophen und Problemen auf dem Festland. Selbst an den klarsten Tagen sieht man nicht weiter als bis zum Horizont. Der Rauch weht nicht bis hierher, und von Sirenen ist auch nichts zu hören. Wie immer schlurfen die alten Latzhosenmänner herum und tragen Zeug durch die Gegend. Oder sie hocken auf irgendeiner Bank und grinsen, wenn man an ihnen vorbeigeht.

Früher dachte ich immer, ihr Grinsen wäre freundlich, aber inzwischen bin ich mir da nicht mehr so sicher.

Wie immer brüten die Vögel in Opas Nistkästen, und wie immer ist der Flieder längst verblüht.

»Jetzt hast du ihn auch dieses Jahr verpasst«, sagt Opa, als wir unterm Fliederbaum im Schatten sitzen und Rhabarbersaft schlürfen.

Ein paar Wochen vor dem letzten Schultag rief Opa bei uns an und sagte: »Jetzt blüht er!« Danach wollte ich nur noch weg aus der Stadt. Mama meinte, ich sei die ganze Zeit mies gelaunt und muffig, dabei war sie viel schlimmer.

Ja, der Flieder ist verblüht, aber die Vögel singen weiter.

Wie immer holt Opa abends nach dem Tee und dem Zwieback das Schiffsschach raus. Er zündet seine Pfeife an, und manchmal schenkt er auch ein Schnäpschen ein, aber nur für sich natürlich.



Wenn ich nach Hause fahre und an der neuen Schule an-
fange, bin ich bestimmt die beste Schachspielerin der ganzen
Stadt, sagt er.

Ich erzähle ihm nicht, dass ich außer ihm niemanden kenne,
der Schach spielt, dass ich außer ihm vielleicht überhaupt nie-
manden kenne. Und den Gedanken an *die neue Schule* versuche
ich sofort zu verscheuchen.

»Schachmatt«, sagt Opa. Noch nie habe ich gegen ihn ge-
wonnen.

Danach hören wir wie immer den Seewetterbericht im Radio.

Es wird gewarnt vor der extremen Brandgefahr in Wäldern
und auf den Feldern. Vielerorts wüten die Brände schon, Men-
schen müssen evakuiert werden und können nur das Allernö-
tigste retten. Nebel über Bottenvik und Norra Kvarken, sonst
beständiger Hochdruck, leichter Westwind. Gute Sicht an der
Südküste der Insel Utsira.

Ein Sommer der Rekordtemperaturen.

Wenn Opa das Radio ausmacht, ist Schlafenszeit. So war es
schon immer. Er zieht ein allerletztes Mal an seiner Pfeife und
sagt: »Tja, wieder ein Tag rum.«

Wenn es hier Internet gäbe. Wenn ich mein Handy hätte.
Dann würde ich mir jetzt bestimmt noch irgendwas angucken
oder Musik hören. Aber hier draußen gibt es nur das Meer, und
ich male mir aus, wo ich überall hinsegeln könnte. Im Bett
schaue ich mir noch eine Weile Opas Seekarten an, träume von
Inseln und Schären und Meeresgräben und Sandbänken, wäh-



rend Opa in der Küche röhelt. Dann kommen die Seemannslieder. Opa pfeift nur, aber ich kenne den Text. Das Lied handelt von der Brigg Bluebird, die dazu verdammt ist, ein Wrack zu werden.

Irgendwann höre ich die Tür, weil Opa Holz holen geht. Das brauchen wir morgen früh, um Kaffee und Haferbrei zu kochen.

Aber wie er zurückkommt, höre ich nie. Dann schlafe ich schon.

Ja, auf der Insel ist alles wie immer.

Fast jedenfalls.

Denn in mir drin ist etwas anders.

Und dann ist da noch die Sache mit dem Boot. Mit der Schnigge.



Die Schnigge bekam ich, sobald wir allein auf der Insel waren. Opa und ich. Wir hatten Mama am Fähranleger verabschiedet und schlenderten am Strand entlang nach Hause.

Opa legte mir einen Arm um die Schultern, wie er das manchmal macht.

»Endlich allein.«

Ich konnte ihm nur zustimmen.

Endlich.

Wie sehr ich mich danach geseht hatte. Die letzte Zeit in der Stadt hätte ich nicht ausgehalten ohne den Gedanken an den Sommer, an Opa und die Einsamkeit hier draußen. Endlich wieder auf der Insel.

Wenn man vom Hafen zu Opa will, kann man den Weg durchs Dorf nehmen, aber wenn wir nichts Schweres zu schleppen haben, gehen wir fast immer am Strand entlang. Das dauert ein bisschen länger, aber man trifft kaum Menschen, und Opa muss nicht alle nase lang stehen bleiben und mit Leuten quatschen, die zu ihm kommen und Fragen stellen und einem auf den Rücken klopfen. Am Strand sind nur die Vögel. Opa sagt dann immer ihre Namen auf: Steinwölzer, Mantelmöwe, Küstenseeschwalbe. Das hat er schon immer so gemacht.

Wenn man den Strandweg nimmt, muss man um die Leuchtturmklippe herum. Der Hafen und die Schiffe verschwinden



hinter einer steilen Felswand, und vor einem liegt nur noch Meer. Über einem ragt der Leuchtturm auf, und weit draußen sieht man den Horizont. Meistens ziehe ich hier meine Schuhe aus und laufe barfuß weiter. Die runden Steine sind warm und glatt. Manchmal tut man sich ein bisschen weh, aber auf gute Weise: Von den Steinchen kriegt man nämlich Sommerfüße. Die bekomme ich immer.

Wir waren gerade am Leuchtturm vorbei, da leuchtete in der Ferne das weiße Haus, oben auf der Anhöhe. Aber bevor wir uns die steile Holzterrasse hochschleppten, blieben wir noch ein bisschen am Strand und spähten zu dem Felsen, auf dem laut Opa manchmal Lummen sitzen. Aber an diesem Tag waren dort nur Möwen und Seeschwalben, Seeschwalben und Möwen.

Als wir nach Hause kamen, lag etwas auf dem Küchentisch. Ein zerknautschtes braunes Paket.

Opa hängte seine Mütze an den Haken, legte seine Pfeife in ein Schälchen und setzte Kaffee auf. Dann nickte er zum Tisch und vergrub die Hände in den Latzhosentaschen.

»Na, dann mach's mal auf«, murmelte er.

In dem Paket lag eine Schiffermütze, fast genau so eine wie Opas. Nur etwas kleiner und viel blauer und neuer.

Opa sah zufrieden aus, als er dort vorm Herd stand. Er strahlte richtig. Aber das eigentliche Geschenk war das Geschenkpapier.

Eine Karte.

Wie eine richtige Schatzkarte sah sie aus. Vergilbt, zerknittert



und mit angesengten Rändern. Ich setzte mich damit an den Küchentisch und studierte sie gründlich. So macht man das mit Schatzkarten. Man runzelt die Stirn und summt ein bisschen vor sich hin.

Als ich kleiner war, hat Opa oft Schatzkarten für mich gezeichnet. Damals stellten sie meistens den Garten dar und endeten fast immer unter Opas Fliederbaum, wo er eine Lakritzpfeife oder irgendeine andere Kostbarkeit versteckt hatte.

Ich blieb eine Weile sitzen und tat so, als müsste ich grübeln, um Opa nicht zu enttäuschen. Außerdem blieb ihm so genug Zeit, um in Ruhe seinen Kaffee zu schlürfen. Opa kann echt gut zeichnen. Schiffe und Wellen und Fische und Möwen. Als ich klein war, hat er mich manchmal mit einem Kugelschreiber tätowiert. Wenn ich dann im Meer schwamm und die Anker und Möwen weggespült wurden, musste ich immer heulen. Inzwischen fragt er nicht mehr, ob ich eine Tätowierung will, aber Schatzkarten zeichnet er offenbar immer noch.

Die Karte zeigte die Insel aus der Vogelperspektive, ringsum war das Meer. Es gab hohe Wellen, und weit draußen ging gerade ein Schiff unter. Ein riesiger Krake zog es mit seinen langen Tentakeln in die Tiefe. Ich konnte den Fähranleger und das Dorf erkennen. Den Großen Wald, Opas Haus und den Holzschuppen. Die Anhöhe, den Leuchtturm und den Strand.

Und genau da war das Kreuz eingezeichnet. Der Schatz.

Am Strand, gleich unterhalb des Leuchtturms, wo wir gerade erst entlangspaziert waren.



»Ich war mir nicht sicher, ob du dafür schon zu groß bist«, sagte Opa, ohne sich umzudrehen. Ich antwortete nicht. Ich wusste es nämlich selbst nicht. Wahrscheinlich war ich tatsächlich zu groß, aber so fühlte es sich nicht an. Nicht tief in mir drin.

»Kommst du mit?«, fragte ich dann.

Da nickte er zufrieden, und seine Augenbrauen hüpfen nach oben.

Noch bevor er in seine Sandalen schlüpfen und sich die Mütze aufsetzen konnte, war ich schon draußen beim Holzschuppen. Ich hatte es so eilig, dass ich nicht mal den Schafen Hallo sagte, die dort weideten. Schnurstracks flitzte ich runter zum Strand. Einen Moment lang gafften die Schafe mir nach, aber dann setzten sie ihr ewiges Gemampfe fort.

Nein, ich war noch nicht zu groß für so was.

Auf halber Treppe blieb ich stehen und wartete, bis Opa oben auftauchte.

»Lauf ruhig vor!«, rief er. »Ich kenne den Weg.«

Deshalb war ich allein, als ich das Strandstück unterhalb des Leuchtturms erreichte. Schon von Weitem sah ich es. Das Boot. Ein Holzboot. Ein Kahn? Es lag an Land, kurz vor der Klippe. Vorhin waren wir an der Uferlinie entlanggelaufen. Wahrscheinlich hatte ich das Boot übersehen oder einfach nicht darauf geachtet, aber jetzt sah ich nichts anderes mehr.

Als Opa mich einholte, stand ich stumm da und machte große Augen. Ich verstand die Welt nicht mehr.



»Es gehört dir«, sagte Opa nur.

»Mir? Das Boot?«

»Das Boot«, sagte Opa und nickte.

»Ganz sicher?«, fragte ich.

»Ganz sicher.«

Er erklärte mir, dass es sich bei dem Boot um eine kleine Schnigge handelte, aber bevor ich damit aufs Meer könnte, müsste ich sie seetauglich machen. Gleich daneben lagen ein Segel und jede Menge Stangen und Seile.

In der Schnigge gab es eine kleine Bank, auf der man sitzt, wenn man das Ruder bedient, und eine Planke mit einem Loch. Für den Mast, erklärte Opa. Aber erst müssten wir das Segel flicken und das Boot abdichten, schmirgeln, schleifen und lackieren. Und wir bräuchten neue Leinen und Wantenspanner.

Bevor wir die Schnigge zu Wasser lassen könnten, gäbe es noch allerhand zu tun. Aber wenn ich wollte, dann ...

»Ich will!«

Ich schrie vor Freude und konnte mein Glück kaum fassen.

Ich rannte über den Strand, und dann drückte ich Opa so fest und so plötzlich, dass ihm die Pfeife aus dem Mund purzelte.



Mama und Papa fanden es seltsam, dass ich so lange bei Opa auf der Insel bleiben wollte. Und ich fand seltsam, dass sie es seltsam fanden.

»Aber was willst du den ganzen Sommer dort draußen machen?«, fragte Mama. »Was, wenn es nur regnet?«

Sie hätten sich echt keine Sorgen machen müssen. Schließlich habe ich jede Menge zu tun. Von morgens bis abends bin ich unten am Strand und arbeite am Boot. Und geregnet hat es bis jetzt keinen Tropfen.

Am Anfang ist Opa noch mitgekommen und hat mir geholfen. Wir haben Werkzeug und Planken, Schaber und Stahlbürsten die Treppe runtergeschleppt. Im Dorfladen hatte Opa einen Haufen Zeugs bestellt; bergeweise Dübel und Schrauben, die er im Holzschuppen versteckt hatte. Außerdem hatte er für die Schnigge verschiedene Holzteilchen geschnitzt, aber ich hatte keine Ahnung, wofür sie gut sein sollten. Opa musste mir ganz genau zeigen, was zu tun war und wo alles hingehörte.

Eines Morgens ging er dann zu seiner Nachbarin rüber, zu Ylva, der Schafbäuerin.

Ylva trägt genau so eine Latzhose wie Opa, aber ihre ist grün. Ihre grauen Haare bindet sie immer zu einem Knoten zusammen, und ihre Finger sind lang und krumm. Ylva ist Opas beste Freundin, sagt sie und umarmt einen immer ein bisschen zu fest.



Später kam sie dann auf ihrem Traktor an den Strand getuckert und half uns, das Boot auf ein paar Pfähle zu hieven, damit ich es auch von unten abschmirgeln konnte.

Sie würde gern auf die Jungfernfahrt mitkommen, sagte Ylva, aber die Jungfernfahrt gehört allein Opa und mir.

Jetzt bin ich fast immer allein am Strand. Ich weiß mittlerweile, was zu tun ist. Die meiste Zeit verbringe ich damit, den alten Lack abzukratzen und das Holz mit Sandpapier abzureiben.

Manchmal frage ich mich, wie das mit dem Segel gehen soll. Ich rolle es dann auf dem Kieselstrand aus, um es gründlich zu inspizieren. Der Stoff ist voller Risse, und da, wo einmal der Mast stecken soll, klaffen große Löcher. Wenn ich mir das Segel so ansehe, kann ich an die Jungfernfahrt noch nicht so recht glauben. Trotzdem male ich mir aus, wie ich im Boot sitze, mit der Schiffermütze auf dem Kopf und der Ruderpinne in der Hand. Wie ich einmal um die Insel segle und dann immer weiter hinaus, geradewegs Richtung Horizont. Mit Proviant an Bord. Und einer Ankertätowierung auf dem Arm.

Manchmal kommt Opa mit einem Picknickkorb vorbei. Wir setzen uns dann auf die Steine und essen belegte Brote, mit Spiegelei und Gurke. Dabei blicken wir aufs Meer hinaus, und Opa erzählt mir von den Schiffen, die früher die Insel passierten.

»Jetzt gerade sieht es ruhig aus, aber das Meer ist tückisch«, sagt er dann. Hat er schon immer gesagt.



Er zeigt hierhin und dorthin und erzählt von Felsen und Untiefen, die unter der Oberfläche lauern. Aber ich sehe nur spiegelglattes Wasser.

Dann steckt Opa seine Pfeife an und legt sich auf die Steine. Manchmal zieht er sich die Mütze ins Gesicht und hält ein Nickerchen.

Bevor er geht, streicht er immer mit seiner großen steifen Hand über die Stellen, die ich abgeschliffen habe. Und nickt.



Es ist wichtig, genau zu wissen, wie alles funktioniert. Wohin dieses eine Metalldings gehört, damit die Schnigge perfekt wird. Und natürlich darf es nicht irgendein Metalldings sein ... alles ist haarklein ausgeklügelt. Ein Boot hat keine bauchige Form, damit es schön aussieht. Die Form ist schön, weil sie das Boot geschmeidig übers Meer gleiten lässt.

Die Schönheit eines Boots besteht in seiner Funktionalität, in der Anpassung an die Elemente. Sagt Opa immer. Und ich nicke dann und stimme ihm zu.

Wenn es nicht um Boote oder Vögel geht, redet Opa nicht viel.

Eigentlich hat er schon immer vor allem gesummt oder gebrummt und ab und zu gelacht. Ich mag das. Dass Opa einen nicht mit Fragen löchert. Dass er die Dinge so nimmt, wie sie sind.

Das ganze Jahr über hat Opa seine Schiffermütze auf, sie ist ausgebleichen von der Sonne und riecht nach Tabak und Meer. Er trägt ein kariertes Hemd und eine Latzhose mit großen Taschen. Und Stiefel. Wenn es kalt wird, zieht er sich eine blaue Strickjacke mit Goldknöpfen über. Sie sähe ganz schick aus, wenn sie nicht so abgetragen und kaputt wäre, dass an den Ellenbogen das Hemd vorguckt. Wenn es heiß ist, so wie jetzt, lässt Opa seine Stiefel stehen und schlüpft in ein Paar braune Sandalen.



So hat er schon immer ausgesehen, mein Opa, jedenfalls seit ich ihn kenne, und das tue ich schon ziemlich lange.

Seine grauweißen Haare sind immer zerzaust, obwohl er sich in einem fort mit der Hand darüberfährt. Manchmal mache ich ihm den Vorschlag, es mal mit einem Kamm zu probieren, aber dann schnaubt er nur. Immer in der Latzhosentasche: Pfeife, Tabak und ein kleiner roter Stift. Mit dem markiert er die Bretter, die er zurechtsägen will, und er löst Kreuzworträtsel. Im Frühling beschriftet er mit dem Stift kleine Schilder, die er an Stäbchen befestigt und im Garten aufstellt: Ackerbohnen, Möhren, Petersilie. Opas Schrift ist krakelig, wellenartig und ziemlich unleserlich. Opa schreibt wie das Meer.

Manchmal hat er ein Fernglas um den Hals hängen und ein kariertes Taschentuch in der Brusttasche. Und auf Opas Arm prangt ein Souvenir aus Südamerika: ein mächtig verwaschener Anker.

Manchmal hat Opa lauter pieksige Bartstoppeln auf den Wangen. Früher habe ich oft darübergestrichen, weil es so schön kittelte. Aber da war ich noch klein. Manchmal würde ich es gerne wieder machen, aber das wäre komisch. Seine Arme und sogar ein paar Finger sind mit krausen grauen Haaren überwuchert. Und über seinen dunklen Augen flattern buschige Brauen. Wenn er sie runterzieht, gehen sie ihm fast bis zur Nasenspitze.

Opa ist ein an Land gegangener Seemann. Na ja, falls man überhaupt von *an Land* sprechen kann, wenn jemand auf einer Klippe im Meer lebt.



Seit Opa *an Land gegangen ist*, hat er die Insel kaum verlassen. Deshalb haben wir ihn immer besucht.

Mama, Papa und ich.

Und jetzt nur noch ich allein.



Manchmal denke ich an den Tag, an dem wir Mama am Fähranleger verabschiedet haben. Daran, wie Opa und ich dachten, endlich, endlich allein. Und dann schwirren mir die Mütze, die Schatzkarte und das Boot im Kopf herum.

Das sind schöne Erinnerungen. Aber trotzdem.

Trotzdem denke ich so oft an Papa. An all das Neue in seinem Leben. Und daran, dass ich deshalb so lange auf der Insel bleiben darf. Ich denke an das neue Zimmer, das meins werden soll, obwohl ich es nie gesehen hab und auch nicht weiß, ob ich es je sehen will. Ich denke an Angelica und die Art, wie sie mit mir redet, an ihren Schal, der nach ihr riecht.

Und ich denke an Papas Umarmung, bevor Mama und ich zur Fähre fahren. So lang, so fest. Als wollte er mich nie wieder loslassen, und dann denke ich an seine Augen danach. Traurig, glasig. Wir standen am Auto, draußen vorm Haus. Am Auto, das früher auch Papa gehört hatte. Vor der Tür, durch die er gegangen war, wenn er nach Hause wollte. Jetzt war er nur noch ein Gast.

»Leb wohl, Vinga!«, sagte er, und seine Stimme klang so ernst. Als würde ich zu einer Weltumsegelung aufbrechen und nie mehr wiederkehren.

Hätte er »Tschüss!« gesagt und mich dann wie immer umarmt. Hätte er »Mach's gut!« gesagt, so ein bisschen gestresst,



und sich dann auf den Weg gemacht. Das wäre normal gewesen. Aber stattdessen stand er da und schaute uns hinterher, als wir losfuhren. Er winkte uns nach, während wir hinterm Park abbogen und Richtung Küste verschwanden.

Normal war das nicht.

Manchmal telefoniere ich mit Papa. Aber meistens mit Mama. Opa und ich gehen dann zu Ylva, wir dürfen ihr Telefon benutzen. Opa weigert sich, eins anzuschaffen, er sagt, man lasse sich ja nicht grundlos auf einer Insel nieder, und mein Handy hat hier draußen keinen Empfang. Vielleicht, wenn man den Leuchtturm hochklettert und sich über die Brüstung lehnt, aber wer macht das schon?

Außerdem: Wer würde sich schon bei mir melden, außer Mama und Papa? Wenn ich Papa anrufe, klingt er immer so fröhlich. Ich hasse es, wenn er so klingt. Es geht ihm gut, sagt er, und dass er sich schon so freut. Worauf er sich freut, sagt er allerdings nicht, und ich traue mich nicht, ihn zu fragen. Er sagt, Angelica geht es auch gut, obwohl ich ihn nie danach frage und es auch gar nicht wissen will. Dann sagt er, dass er mich vermisst. Und ich antworte nur »äh« oder »mmh«, obwohl ich gern mehr sagen würde.

Manchmal fehlt Papa mir so sehr, dass es wehtut.

Mama klingt nie so fröhlich, obwohl ich höre, dass sie es versucht. Sie fragt, wie es mir geht, und dann sagt sie, wenn ich zurückkomme, wird alles gut. Mein Zimmer sieht aus wie immer, sagt sie, und im Herbst werden wir lauter coole Sachen



unternehmen. Sie verspricht mir, dass in der neuen Schule alles besser wird. Aber so etwas kann man nicht versprechen.

Ich hasse es, dass Mama so traurig klingt.

Dann will sie noch kurz mit Opa reden. Ich setze mich zu Ylva in die Küche, und sie stellt mir Fragen zum Boot, zur Schule, zu Opa, zur Stadt, zu allem Möglichen. Ich höre nur mit einem Ohr hin, weil ich auf Opa lausche, aber ich verstehe nur: »Ja, nein, schon, hmm.«

Wenn wir von Ylva nach Hause gehen, redet Opa immer viel mehr als sonst.

Ich glaube, er versucht, mich auf andere Gedanken zu bringen, aber wenn er so ist, fühlt es sich immer an, als hätte ich Steine im Schuh.

Steine.

»Man gewöhnt sich an alles, außer an Steine im Schuh.«

Das sagt Opa immer, wenn es Probleme gibt. Während der letzten Monate hat er es ein paarmal gesagt, wenn wir telefoniert haben. Dieses Alles-wird-gut hat er nie gesagt, aber dass man sich an alles gewöhnt. Manchmal musste ich die Sache mit den Steinen im Schuh ergänzen.

Nachts habe ich oft Angst, dass Papa verschwindet. Oder schon verschwunden ist. Für immer. Ich liege wach da und weine so leise wie möglich. Um mich abzulenken, denke ich ans Boot. Aber dann taucht Papa wieder auf. Zusammen mit Angelica und ihrem Bauch, und sie redet mit mir, als wäre ich ein Baby. Sie gibt mir Spitznamen, obwohl ich ihr das nie erlaubt habe.



Währenddessen schnarcht Opa vor sich hin. Unsere Zimmer sind nur durch einen Vorhang voneinander getrennt.

Wenn ich nicht schlafen kann, träume ich vom Hafen in Lissabon und stelle mir vor, ich mustere dort von einem großen Schiff ab. Ich trage meine Schiffermütze und habe einen großen Seesack geschultert. In meinem Mund steckt eine Pfeife, und in der Hosentasche balle ich meine Hand zur Faust. Ich stelle mir vor, wie ich den Kai entlangschlendre, auf der Suche nach Sally Jones. Schließlich finde ich sie in einer Bar, im O Pelicano, und dann erzählt sie mir die ganze Nacht Geschichten vom Indischen Ozean und vom Golf von Biskaya. Vom Nordkap und vom Finnischen Meerbusen. Fidardo holt sein Akkordeon hervor, und Anna Molina singt ...

Manchmal sind meine Träume ziemlich merkwürdig, aber sie fühlen sich gut an. Sie sind einfach da, die Träume und die Gedanken an das, was vielleicht eines Tages passiert. Oft kommt es mir so vor, als würde ich nur warten.

Warten auf den Wind, der mich mitnimmt und davonsegeln lässt.

Papa findet es traurig, dass ich so denke. Das hat er selbst gesagt. Er will, dass ich glücklich und zufrieden bin, aber er versteht nicht, dass es mir in meinen Träumen gut geht, auch wenn sie ein bisschen schräg sind.

»Du kannst doch nicht immer nur planen, was du in ein paar Jahren machen willst«, sagt er manchmal. »Du musst im Hier und Jetzt leben.«



»Carpe diem«, sage ich dann, um ihm klarzumachen, was für einen Quatsch er redet. Ich hoffe, er schämt sich ein bisschen, und vielleicht tut er das auch, aber dann macht er weiter: »Ich meine ... du bist doch immer noch ein Kind, und das musst du auskosten, denn bald bist du erwachsen und ...«

Pah! Als würden alle unter achtzehn im Paradies leben!

Ich träume jedenfalls, was ich will, ich träume mich in den Schlaf, hier im Haus auf der Insel, träume, bis ich aufwache, und dann denke ich an das Boot draußen beim Leuchtturm.

Alles ist gut, und Opa sitzt am Küchentisch und ruft:

»Reise, reise, ihr Siebenschläfer!«

Dieses »Reise, reise« klingt irgendwie seltsam, aber mittlerweile hab ich mich daran gewöhnt. Danach essen wir Haferbrei.

Unten am Strand riecht es nach verrottendem Tang. Wie immer sticht die Sonne.

Man gewöhnt sich an alles, außer an Steine im Schuh.

